

Prof. Dr. Thomas Schwartz, Augsburg:

Arbeits(markt)politik ist Würdepolitik!

Theologisch-anthropologische Gedankensplitter

Impulsvortrag beim Parlamentarischen Abend „Sozialer Arbeitsmarkt – damit Integration gelingt?!“ des Verbandes der Kolping-Bildungsunternehmen Deutschland e.V., Berlin, 27.9.2018, Deutsche Parlamentarische Gesellschaft

(es gilt das gesprochene Wort!)

Meine Damen und Herren!

1. Einleitung

Ein Parlamentarischer Abend zum Thema „Sozialer Arbeitsmarkt – damit Integration gelingt?!“ dient dem themengeleiteten Gespräch. Wenn dabei mit Herrn Kollegen Sell ein ausgewiesener Fachmann für Arbeitsmarktpolitik zu Wort kommt, ziemt es sich für den kleinen politischen „Waldschat“ nicht, dann auch noch aus wirtschaftsethischer Sicht das Gleiche, aber anders, zum Besten zu geben. Vielmehr möchte ich mich

mit der Frage befassen, warum die Integration in die Arbeitswelt, wie sie durch die Implementierung eines sozialen Arbeitsmarktes erreicht werden soll, überhaupt notwendig ist. Dabei geht es mir jedoch weder um volkswirtschaftliche Begründungen noch um sozialpolitische Überlegungen. Vielmehr haben Sie es mit einem Theologen und Ethiker zu tun. Theologie und Philosophie werden als Sinnwissenschaften verstanden. Wir fragen nach dem Sinn des menschlichen Daseins. Ethiker fragen überdies nach dem Sinn und dem Wert menschlichen Handelns. Übrigens sind sie anders als reine Theologen dabei genügsame Fragewissenschaftler. Die Antworten überlassen sie den Handelnden selber, damit diese nicht heteronom, sondern autonom, selbstbestimmt, zu ihren Handlungsentscheidungen gelangen können (was übrigens wieder als Ausdruck der menschlichen Würde angesehen werden darf). Genug der Vorrede. Zur Sache also.

2. Eine kleine Geschichte der Arbeit

Heute wird Arbeit als eine der zentralen Dimensionen für ein gelingendes und würdevolles Leben angesehen. Den Theologen, zumal den katholischen, verwundert das. Denn diese Sicht der Arbeit ist relativ neu – zumindest aus der Sicht einer Organisation, die knappe zweitausend Jahre auf dem Buckel hat. Sie hat sich nämlich erst im Umfeld der Reformation in der Welt ausgebreitet. In der gesamten Kulturgeschichte der Mensch davor wurde das ganz anders gesehen!

Das lateinische Wort *labor* bedeutet „Mühe“, „Plage“, „Anstrengung“, im Russischen haben Arbeit – *rabota* – und Sklave – *rab* – eine gemeinsame Wurzel. Der Begriff Arbeit, heißt es im Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm, habe sich ursprünglich auf einen langanhaltenden Schmerz bezogen, wie Gebärende ihn empfinden: *labor parturientium*. Hatte Jahwe einst den Menschen mit lebenslanger Arbeit für den Sündenfall bestraft, scheint die Arbeit für uns heute selbst der Himmel auf Erden zu sein; zielloses Herumschlendern im Garten Eden hingegen empfindet

so mancher eher als Mühsal. Ähnlich wie in der Bibel sahen das auch die Griechen und Römer – und zwar samt aller ihrer hochethisch argumentierenden Philosophen von Sokrates bis Seneca, von Aristoteles bis Cicero! Wer arbeitet, hat keine Zeit zum Denken. Dazu braucht es Ruhe und Muße. Man muss schlendern können: sei es auf der Agora in Athen, sei es im Garten einer römischen Villa oder sonst wo – Arbeit und Würde schließen sich aus. *Dignitas* kommt gerade nicht dem arbeitenden Menschen zu!

Erst Martin Luther und in der Folge von Reformation und Gegenreformation die sog. bürgerliche Aufklärung heben die Arbeit auf eine Ebene mit der Würde, mehr noch: Sie verbinden beide Begriffe fast untrennbar miteinander, so dass Arbeit dem Menschen zur Veredelung seiner Selbst, zum Adel – heute würden wir sagen: zu seiner Würde als einem autonomen und sich selbst verwirklichenden Wesen – verhilft. Wie geschieht das? In Luthers Kommentar zum 1. Buch Mose, der Genesis, stellt er im Rahmen der Schöpfungs-

geschichte den Menschen als Ebenbild Gottes dar. Diese Gottebenbildlichkeit des Menschen zeichnet sich nun aber nicht dadurch aus, dass der Mensch seinem Schöpfer irgendwie physiognomisch ähneln würde, – wer denn dann nun von uns am meisten? – sondern sie besteht für Luther vielmehr darin, dass der Mensch Anteil hat am Schöpfungswerk Gottes. Und das definiert er als Arbeit Gottes.

Arbeit ist mit dieser bibeltheologisch begründeten Umdeutung also nicht mehr nur eine lästige Pflicht oder eine aus der Not geborene Tugend, sondern Quelle der Sinnstiftung schlechthin und Ausdruck der besonderen Stellung des Menschen vor Gott. Und in der Tat ziehen viele Menschen in unseren Tagen einen solchen Lustgewinn aus ihrer Tätigkeit, dass sie sogar für die unterschiedlichsten Formen des Müßiggangs, ob Urlaub, Sex, Schlafen oder Feiern, kaum noch empfänglich sind. Pause machen? Faulenzen? Nichtstun? Wozu denn? Ich tue meine Arbeit doch gern! Je stärker sich der heutige „Genussarbeiter“ mit sei-

ner Arbeit identifiziert, desto schwerer fällt ihm das Loslassen. Gegenwärtig kippt diese Dynamik in einem immer stärkeren Maß ins Selbstzerstörerische: Weil die Arbeit zum Genuss, der Genuss hingegen zur Arbeit geworden ist, finden viele Menschen keine Ruhe mehr. Nach Feierabend (so sie überhaupt einen haben) drehen sie nervös ihre Runden auf dem Laufband im „Gym“, um auch die Freizeit noch für die Selbstoptimierung zu nutzen. Nachts wälzen sie Gedanken, bis sich irgendwann vollkommene Erschöpfung, Apathie einstellt. Wie aber ist es dazu gekommen, dass ausgerechnet die Arbeit, die Bürde des Menschen schlechthin, zur primären Sinn- und Lustressource avancieren konnte?

Um zu verstehen, warum Arbeit für uns heute nicht mehr primär mit Unterdrückung, Schmerz und Selbstverleugnung, sondern mit Freiheit, Lust und Selbsterschaffung verbunden ist, sollte ihre materielle und ideelle Verwandlung seit dem Beginn der Moderne vergegenwärtigt werden. Als der Mensch noch im Schweiß seines Ange-

sichts und also ohne die Hilfe von Maschinen sein Feld beackerte, war er froh, wenn er abends Geräte und Pferdegeschirr an den Haken hängen konnte. Im Zuge der Industrialisierung, die im 19. Jahrhundert einsetzte, wurde aus einer naturgegebenen und unangenehmen Notwendigkeit ein rares Gut. Körperlich anstrengende, monotone Tätigkeiten wurden zunehmend automatisiert, was zu Arbeitslosigkeit und also einem verstärkten Kampf um Arbeit führte. Gleichzeitig wurden die Arbeitsprozesse selbst enorm erleichtert. Beeinträchtigte die Arbeit noch vor einigen Jahrhunderten zwangsläufig die körperliche Gesundheit, sitzen wir heute auf ergonomischen Stühlen vor einem schicken Mac. Die körperliche Aktivität beschränkt sich weitestgehend auf das Bewegen der Fingerspitzen auf der Tastatur und die Fokussierung der Pupillen; ansonsten ist nur das Hirn tätig.

3. Von der Metaphysik zur Ethik: Warum wir arbeiten sollen?

Obwohl uns die Technik heute das Arbeiten nicht nur angenehmer macht, sondern auch abnimmt, arbeiten die, die Arbeit haben, bezeichnenderweise keineswegs weniger.

Der Grund liegt darin, dass sich die anthropologischen Grundlagen des Menschseins zumindest in den westlichen Zivilisationen in den letzten Jahrhunderten geändert haben. Bei der Frage nach den anthropologischen Grundlagen geht es stets um eine Art Selbstvergewisserung von uns Menschen. Was macht mich als Mensch aus? Was stellt die Mitte meiner Existenz dar? Wie kann ich sicher sein, dass es mich gibt? Das sind letztlich Umschreibungen der Frage: Was macht meine Würde aus? Und dabei kann man feststellen: Nicht mehr die religiöse Fundierung des Menschen als Geschöpf Gottes – wie es bspw. der christliche Glaube anbietet, aber auch nicht mehr der kognitive Akt des verstehenden Denkens, wie ihn die Philosophie vermitteln möchte, sondern die Arbeit dient uns heute als Bezugspunkt der Existenz. Der moderne Mensch muss schaffen

und schöpfen, um sich seiner selbst zu versichern. Nur wer aktiv ist, fühlt sich existent; nur wenn der Mensch unserer Tage etwas leistet, hat sein Dasein einen Sinn, kann die vollbrachte Arbeit ihm sein Selbst, kann die Gesellschaft ihm seinen Wert als Mensch spiegeln. An die Stelle der selbstgenügsamen Kontemplation ist die nach außen gerichtete Produktion getreten: *Laboro ergo sum*. Ich arbeite, also bin ich.

Diese Verschiebung des Existenzgrundes vom Beten und Denken zur Arbeit und damit im Letzten von einer metaphysischen zu einer ethischen Begründung menschlicher Existenz ist heute mehr denn je spürbar. In unserer Hochleistungsgesellschaft gehen immer mehr Menschen, wie es so treffend heißt, „in ihrer Arbeit auf“. Sie definieren sich hauptsächlich oder gar vollständig über ihren Beruf. Nur solange sie online sind, in ganz buchstäblichem Sinne unter Strom stehen, fühlen sie sich energetisch; sobald sie „abschalten“, fühlen sie sich ungehalten. War bspw. für Descartes der in sich versunkene Denkakt als Be-

weis der eigenen Existenz ausreichend, herrscht heute das Gefühl, rund um die Uhr erreichbar sein zu müssen: Nur wenn wir uns mitteilen, können wir uns und unserer Umwelt zeigen, dass wir „da“ sind.

4. Arbeit adelt! Die Arbeit als Ort und Möglichkeit sozialen Aufstiegs

Als Martin Luther die Gottebenbildlichkeit des Menschen in dessen Tätigsein verortete, hatte sich der Mensch noch nicht aus der göttlich verfügten Ordnung, der kantischen „selbst verschuldeten Unmündigkeit“, befreit. Die Existenz war fixiert durch Herkunft und Stand. Wenn der Vater Bauer war, verbrachte auch der Sohn sein Arbeitsleben auf dem Acker. Seit der Aufklärung aber will der Mensch sich nicht mehr bestimmen lassen und sich in sein göttlich verfügtes Schicksal ergeben. Seine Existenz ist, dem Ideal der Französischen Revolution zufolge, frei. Jeder Mensch kann sich (zumindest idealerweise) je nach seinen Fähigkeiten entwickeln und entfalten und einen

frei gewählten Beruf ausüben. Damit wurde die Arbeit von einer göttlichen Strafe zu einem Signum der Freiheit: Wer sich nur gehörig anstrengt, kann die soziale Leiter hinaufklettern, jeder ist „seines eigenen Glückes Schmied“. Das Mittel zum glücklich Sein ist Arbeit. Seit dem 19. Jahrhundert lautet dementsprechend die zentrale Identitätsfrage nicht mehr: „Woher kommst du?“ oder „Welcher Familie entstammst du?“ oder „Was glaubst du?“, sondern: „Was machst du beruflich?“

5. Arbeit als Selbstverwirklichung: Grundlage von Autonomie und Würde

Der Beruf als intimster Ausdruck des eigenen Selbst: Hinter dieser Auffassung steckt das Ideal der Selbstverwirklichung durch Arbeit, wie es im 19. Jahrhundert zunächst durch Georg Friedrich Wilhelm Hegel erdacht und später durch Karl Marx weiterentwickelt worden ist. Sich durch die Arbeit zu verwirklichen, bedeutet, dass wir uns mit Leib und Seele in sie einbringen, uns in ihr

spiegeln und dabei nicht nur das zu bearbeitende Ding, sondern auch uns selbst verändern.

Der sich verwirklichende Mensch identifiziert sich mit seiner Arbeit, was naturgemäß zur Folge hat, dass die eigenen Ansprüche sehr hoch sind: Wenn das Werk unvollkommen ist, ist es sein Schöpfer, seine Schöpferin auch. Erst wenn das Werk perfekt ist, hat die arme Seele Ruh. Aber was ist schon perfekt? Lässt sich nicht immer noch ein bisschen feilen? Verschönern? Optimieren? Und hat er keine Arbeit, bleibt er dauerhaft auf der Ebene des Unvollkommenen. Philosophisch wird das als *malum*, als etwas Schlechtes bezeichnet. Denn Schlechtes hat kein eigenes Wesen, sondern definiert sich stets nur als Mangel an Gutem. Wenn also Arbeitslosigkeit den Menschen unvollkommen bleiben lässt, ist sie schlecht. Dann ist es auch der Arbeitslose. Diese Sichtweise hat sich in Zeiten boomender Wirtschaft, hoher Beschäftigtenquote und von Vollbeschäftigung – zumindest in manchen Regionen Deutschlands – noch verstärkt.

Denn auch heute, in Zeiten zunehmender Flexibilisierung und im Rahmen der Digitalisierung auch zunehmender „Entörtlichung“ der Arbeit, bezieht der Mensch gesellschaftliche Anerkennung maßgeblich immer noch über die Erwerbsarbeit. Arbeiten scheint zum Heil zu führen, Arbeitslosigkeit ist Unheil. Ethisch ausgedrückt: Arbeit versichert des Menschen Würde, Arbeitslosigkeit entwürdigt. Was ethisch hinsichtlich des Arbeitens gesagt wird, bedeutet dann metaphysisch gewendet: Die Würde des Menschen besteht in seiner Fähigkeit zum Arbeiten. Wo diese ihm abhanden kommt, ist die Würde an sich bedroht.

6. Von der Ethik zur Politik: Arbeits(markt)politik als Verteidigung der Würde des Menschen

Es geht also bei der Arbeit um nichts weniger als die Würde des Menschen. „Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt“, heißt es im ersten Artikel des Grundgesetzes. Daran hat sich auch Arbeits(markt)politik messen zu lassen. Ihre Bedeutung ist dabei im

Rahmen dessen, was ich eben in einem Parforceritt durch die Geistesgeschichte und einer kurzen Gegenwartsanalyse darzustellen versucht habe, eher noch gewachsen als dass sie abgenommen hätte.

Von daher ist es nicht verwunderlich, dass sich die Politik seit der Gründung der Bundesrepublik immer wieder mit der Frage beschäftigt hat, wie man Arbeit so gestalten bzw. den Zugang zu Arbeit so organisieren bzw. unterstützen kann, dass damit das Würdepostulat des Grundgesetzes verwirklicht wird. Geschah das in den ersten Jahren der Bundesrepublik hauptsächlich auf dem Wege von Einkommenssteigerungen und Arbeitszeitverkürzungen, so hat sich seit den 1970er Jahren in der Politik und in der Arbeitsforschung die Frage nach der „guten“ Arbeit entwickelt. Damit ist gemeint, dass zunehmend Wertefragen im politischen Diskurs erörtert werden: Das sind einerseits die Frage nach der materiellen Sicherheit und der Stabilität von Arbeitsverhältnissen, daneben kommen jedoch auch Fragen nach der

sinnstiftenden Dimension von Arbeit zum Tragen. Wenn der Mensch einen guten Teil seiner Erfahrung von Würde aus dem Erwerbsleben schöpft, dann muss dieser Teil des Lebens Elemente aufweisen, die das Bedürfnis nach Sinn befriedigen helfen. Philosophisch ist Sinn ganz allgemein so zu verstehen, dass einem Menschen zugesagt wird, dass es gut und wichtig ist, dass es ihn gibt und dass etwas in dieser Welt fehlen würde, gäbe es ihn nicht. Denkt man etwas intensiver über diese Definition von Sinn nach, dann wird klar, dass nicht jede Arbeit, nicht jede Tätigkeit sinnstiftend ist, selbst wenn sie bezahlt und sicher ist. Und es wird noch etwas Weiteres deutlich: Menschen, die über einen langen Zeitpunkt keine Arbeit haben, stellt sich zunehmend die Sinnfrage in ihrem Leben. Wer den Sinn für den Sinn des Lebens verliert, der droht, auf Dauer auch seine Würde zu verlieren. Er lebt würdelos, weil er dieses Leben als sinnlos erachtet. Politik, die sich an Verteidigung der Menschenwürde orientieren will, muss sich deshalb auch der Her-

ausforderung stellen, wie man Würdebewusstsein und Sinn bei denjenigen wieder aufbauen hilft, die sie über Jahre – aus welchen Gründen auch immer – verloren haben bzw. die in der Gefahr sind, sie zu verlieren.

Und genau an dieser Stelle sind wir dann bei dem, was mit dem Begriff des „sozialen Arbeitsmarktes“ gemeint ist: Daran zu arbeiten, das Langzeitarbeitslose wieder in die Lage versetzt werden, in ihrer Existenz Sinn und Würde zu finden. Und das ist gar nicht so einfach. Denn was man einmal verlernt oder verloren hat, muss wieder erlernt und wieder gefunden werden. Dabei kommt es immer wieder zu Situationen des Scheiterns und des Versagens. Nicht jeder ist perfekt, das habe ich vorhin bereits gesagt. Und nicht jeder Mensch ist wie der andere. Was dem einen mehr oder minder einfach fällt, stellt für den anderen eine schier unüberwindliche Hürde dar. Dennoch ist es auf der Basis dessen, was ich Ihnen heute Abend versucht habe, aus theologischer und philosophischer Sichtweise zu vermit-

teln, eine dem Würdepostulat des Grundgesetzes entsprechende Aufgabe des Staates, hier tätig zu werden. Dass dabei sozial ausgerichtete Unternehmen, wie zum Beispiel die Kolping-Unternehmen mit ihrer jahrzehntelangen Expertise in der Lernbegleitung der Gesellschaft einen großen Dienst erweisen können, braucht dabei nicht extra betont zu werden. Dass dabei der Staat durch überlegte Unterstützungsprogramme auch finanziell aktiv wird, ergibt sich meines Erachtens aus dem oben dargestellten Zusammenhang von Arbeit und Würde gleichsam selbstverständlich. Ob damit jeder Langzeitarbeitslose wieder in die Lage versetzt werden wird, arbeiten zu können, arbeiten zu wollen, in der Arbeit Sinn und Würde zu entdecken und sich damit in seiner Existenz als wichtig wahrnehmen zu können, kann niemand garantieren. So ist das eben mit Lernprozessen: Sie sind stets eine risikobehaftete Investition in die Zukunft. Auch über die konkrete Ausgestaltung und Länge solcher Maßnahmen darf meines Erachtens zu Recht und angstfrei

diskutiert werden. Es aber nicht zu versuchen, solche Projekte zu initiieren und zu fördern, stellt meines Erachtens im Blick auf die Verpflichtung aller staatlichen Gewalt zum Schutz der menschlichen Würde nichts anderes als eine Unterlassungssünde dar. Und solche Unterlassungssünden plagen das Gewissen häufig länger als Fehlentscheidungen, die zu einem Scheitern geführt haben.

In diesem Sinn darf ich Sie alle, die Sie heute Abend hierhergekommen sind, um miteinander im Anschluss sich zu den Themen des „sozialen Arbeitsmarktes“ auszutauschen, ermutigen, sich dieser Herausforderung zu stellen und damit der ersten und wertvollsten, weil sinnstiftenden Verpflichtung unserer Verfassung als politisch verantwortliche Gestalter unseres Gemeinwesens Ausdruck zu verleihen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!